Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 93 (2006)

Heft: 1/2: Spielräume = Tolérances = Tolerances

Buchbesprechung: Die Schweiz : ein städtebauliches Portrait [Roger Diener, Jacques Herzog, Marcel Meili, Pierre de Meuron, Christian Schmid, ETH Studio Basel : Institut Stadt der Gegenwart]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bild: Arnold Odermatt, aus Bd.1 des besprochenen Buches

Unfall auf der Landstrasse

Wenn ein Land zur Stadt wird

Ein Porträt ist kein objektives Abbild der Wirklichkeit. Es geht dabei immer mehr darum, wie etwas gesehen wird als was es wirklich ist. Dies trifft auch auf die Publikation «Die Schweiz – Ein städtebauliches Porträt» zu, die von den Architekten Roger Diener, Jacques Herzog, Marcel Meili, Pierre de Meuron und dem Geographen Christian Schmid 2005 im Birkhäuser-Verlag herausgegeben wurde. Obwohl sich die Autoren fast nur an das Offensichtliche halten, zeigen sie ein Bild, das anders ist als das Bild, das man sich gemeinhin von der Schweiz macht. Es ist das Bild einer Schweiz als vollständig urbanisiertes Territorium. Die Idee ist nicht neu. Bereits 1763 schrieb Jean Jacques Rousseau in einem Brief, dass ihm die ganze Schweiz wie eine grosse Stadt vorkomme, die in verschiedene Quartiere aufgeteilt ist. Im Laufe des 20. Jahrhunderts entstanden weitere Varianten dieser Vorstellung. Allerdings haben diese aus der Sicht der Herausgeber des städtebaulichen Porträts alle den gleichen Fehler: sie handeln von der Stadt nur im metaphorischen Sinn, ohne daraus die notwendigen raumpolitischen Konsequenzen zu ziehen, und halten am geliebten, ländlichen Erscheinungsbild einer Schweiz fest, die eigentlich gar keine Stadt sein will. Damit tragen sie letztlich mehr zur Eindämmung als zur Entfaltung urbaner Dynamik bei. «Die spezifisch schweizerische Urbanität erweist sich als eine Kultur des Verweigerns und Verhinderns von Dichte, von Höhe, von Masse, von Konzentration, von Zufall und von beinahe allen anderen Eigenschaften, die man einer Stadt wünscht.» (S. 17)

Im Gegensatz zu dieser Behauptung stimmen neuste Publikationen von «Avenir Suisse» (Stadtland Schweiz, Basel 2003/05; Baustelle Föderalismus, Zürich 2005) und dem «Bundesamt für Raumentwicklung» (Raumentwicklungsbericht 2005, Bern 2005) grundsätzlich mit dem städtebaulichen Porträt hinsichtlich der Forderung überein, dass der Gebrauch des Landes urbaner werden muss, wenn die Schweiz überleben will. Zu diesem Zweck wird der Blick geschärft auf die materielle Gestalt des Siedlungsbildes. Die Argumente des räumlich-plastischen Denkens helfen, die allgemeine politische Auseinandersetzung um Gemeindeautonomie und Föderalismus anschaulicher und verständlicher zu machen.

Die holländischen Architekten von MVRDV waren sich dieses didaktischen Werts architektonischer Projekte schon seit längerem bewusst. In «Stadtland Schweiz» veröffentlichten sie Projektvorschläge, die die baulichen Folgen einiger räumlicher Entwicklungsmöglichkeiten der Schweiz aufzeigen: etwa der Bau einer Matter-Stadt hoch in den Bergen für 500 000 Einwohner, oder der Ausbau von Zürich zu einem umgestülpten Klein-Manhattan rund um den Zürichsee. Solche Visionen mögen von aussen gesehen denkbar sein, von innen gesehen jedoch bleiben sie ohne die geringste Chance, realisiert zu werden, es sei denn, man ginge von einem bislang unbekannten Schweizerischen Kim Jong-il aus, der die politische Macht im Lande übernommen hat.

Auch die Schweizer Architekten nutzten in ihrem städtebaulichen Porträt die Mittel der räumlich-plastischen Veranschaulichung, doch schlugen sie einen radikal anderen Weg ein als ihre holländischen Kollegen. Sie verzichteten ganz bewusst auf vermeintliche Lösungen in Form architektonischer Projekte («Architektenfürze») zugunsten einer hyperrealistischen Darstellung dessen, was offensichtlich schon vorhanden ist, aber nicht wahr-genommen wird, weil man es nicht wahr-haben will. Zu diesem Hyperrealismus trägt eine «kalkulierte Verschärfung» der Darstellung bei. In diesem Sinne wurde das Porträt der Schweiz von alten Klischees gereinigt und mit Hilfe einer urbanen Typologie neu benannt und mit entsprechenden Bildern versehen. Daraus resultierte die Karte der «urbanen Potentiale» der Schweiz, die sich neu zusammensetzt aus einer grossen Zentralbrache, 3 Metropolitanregionen, 6 Städtenetzen, 3 Stillen Zonen und 52 alpinen Resorts (plus einigen undefinierten Restflächen).

Dieses Bild einer urbanen Schweiz ist nicht nur realisierbar, es ist zum grössten Teil sogar schon gebaut. Ist es deshalb aber auch besser als die Kim-Jong-il-Versionen der Schweiz? Ist ein Projekt, welches das offensichtlich Vorhandene zum einzigen Massstab des Werdens macht, nicht auch eine Form von Diktatur? Gibt es etwas Opportunistischeres als die Realität mit neuen Etiketten zu versehen und dann als das neue Land anzupreisen? Ist nicht gerade dies die wahre Kim-Jong-il-Version der Schweiz?

Wie jede hyperrealistische Darstellung ist allerdings auch das Porträt der Schweiz genau nicht genau das, was es zu sein scheint. Es täuscht Realität bloss vor. Letztlich ist es eine konstruierte Fiktion – wenn auch eine besonders raffinierte, da sie den Charakter des Fiktionalen verschleiert und uns dadurch eher an die Wahrheit und Echtheit des Dargestellten glauben lässt. Man muss jedoch nur etwas näher an das Bild herantreten, um seine Machart zu erkennen. Dies bestätigt sich, wenn man die Konzepte und Materialien des

städtebaulichen Porträts, deren Darlegung immerhin mehr als 1000 Seiten in drei Bänden füllt, etwas genauer untersucht. Unwillkürlich stösst man dabei auf verschiedene persönliche Handschriften, die den hyperrealistischen Effekt eher hervorzaubern als aus den realen Fakten herleiten.

1. Die Handschrift der Big Movers (Band 1)

Jacques Herzog und Marcel Meili spielen sich in einem Gespräch über die programmatischen Hintergründe ihrer gemeinsamen Forschungsarbeit die Stichworte zu, die mehr oder weniger den Grad ihrer persönlichen Verzweiflung an der Schweiz ausdrücken: etwas Grosses sei hier nur möglich, wenn es sich alle leisten können, föderalistischer Kleinmut und selbstmörderische Halsstarrigkeit verhindere den «big move» und festige statt dessen einen provinziellen Dauerzustand.

All dies ist nur zu wahr. Deshalb hassen Herzog und Meili die Schweiz, die sie gleichzeitig aber angeblich vor dem Untergang bewahren möchten. Weil sie das Städtische lieben, glauben sie, das Problem lösen zu können, indem die Schweiz zum Schauplatz einer urbanen Kulturrevolution gemacht wird. Unglücklicherweise jedoch ist die Schweiz kein gewöhnlicher Urbanisierungsfall wie Basel-Nord oder Zürich-West oder beide zusammen genommen. Die Stadt ist ebenso wenig wie Kuhglocken und Schokolade geeignet, eine kohärente Vorstellung der Schweiz zu liefern. Wie immer fehlt eine Idee des Ganzen, ein «Modell Schweiz». Für die Rettung der Schweiz braucht es mehr als den Un-Willen der ‹Big Movers› und ihre Methode, einzelne Teile zu massieren.

2. Die Handschrift des Theoretikers (Band 1)

Dass die Theorie, die von Christian Schmid geliefert wird, als Grundlage der Forschungsarbeit feststeht und nicht als begriffliches Resultat aus ihr entwickelt wird, lässt auf eine stramme Doktrin schliessen. Doch ihr Inhalt entpuppt sich als harmlose frohe Botschaft: alles wird gut in der Schweiz dank der Wiederentdeckung des Urbanen, oder konkreter: alles wird gut dank der weiteren Verdichtung von Netzwerken, dank der Durchlässigkeit städtischer Grenzen und dank der produktiven Kraft, die aus den Differenzen gewonnen wird.

Man braucht kein rückwärtsorientierter Pessimist zu sein um zu ahnen, dass Urbanisierungsprozesse auch heutzutage nicht ganz so harmlos sind, wie Schmid uns glauben machen will. Man braucht sich auch auf keine verwegenen Thesen der Urbanisierung einzulassen, um festzustellen, dass die Städte genau am technischen Ausbau ihrer materiellen und immateriellen Netzwerke zugrunde gehen, dass Verbindungen isolierend statt integrierend wirken, das eine Vielfalt neuer Grenzen die alten ersetzt, und dass die wachsenden sozialen Differenzen immer skrupelloser zum Vorteil von immer weniger Leuten ausgebeutet werden. Es genügt, wenn man zur Kenntnis nimmt, dass Urbanisierungsprozesse Teil eines globalen Produktionssystems sind, das die Bauindustrie optimal mit Investoreninteressen verbindet. Oder wie es im Bericht der UN-Kommission für Siedlungsfragen über «The State of the World's Cities 2004/05» (London 2004) heisst: Urbanisierung ist oftmals «ein ungesunder Cocktail aus unterschätzten Kosten, überschätzten Einnahmen, unterschätzen Folgen für die Umwelt und überschätzen ökonomischen Entwicklungseffekten». (Mal y soit, wer hier an ein Basler Multiplex-Kino von H&dM oder an ein Zürcher Fussballstadion von Meili + Peter denkt.)

3. Die Handschrift des Historikers (Band 2)

Der zweite Band enthält «Eine kurze Geschichte des Territoriums» der Schweiz. Es handelt sich um den besten Teil der ganzen Publikation, den Marcel Meili unter Mitarbeit von Alfred Messerli und Markus Stromer verfasst hat. Es gelingt den Autoren, eine Geschichte der Schweiz ohne die üblichen Helden und Mythen zu erzählen. Stattdessen werden einzelne wichtige Episoden eines Spiels territorialer Kräfte spotlichtartig beleuchtet. Aus Überformungen von aussen und inneren Widerständen bildete sich allmählich jener instabile Schwarm aus autonomen Gemeinden mit der Wort-Marke ‹Schweiz› heraus. Dieser erwies sich als elastisch genug, um zu verhindern, dass die Schweiz, trotz vieler Gelegenheiten dazu, nicht auseinander gefallen ist.

Aber leider nur bis ins 18. Jahrhundert – dann gerät die Geschichte des Territoriums unter den Einfluss der frohen Botschaft der Theorie. Nun wird der bis anhin erfolgreiche territoriale Schwarm plötzlich dafür kritisiert, dass er keine Herde ist. Die Masse der kleinen ländlichen Gemeinden verhindere konstant den Ausbau der staatlichen Vormachtstellung der Städte. Sie trage deshalb die Hauptschuld an «einer Art räumlichen Klassenkampfs» (S. 147) und am dadurch bedingten absehbaren Zerbrechen des schweizerischen Territoriums. Denn selbst heute noch seien die grösseren Schweizer Städte der Belagerung durch die umliegenden kleinen Gemeinden machtlos ausgeliefert, wo nicht wenige von denen wohnen, die ihr Geld in der Stadt erworben haben.

Müsste man aus dieser Sicht der Dinge nicht sogar noch einen Schritt weitergehen und behaupten, dass die Einwohner der kleinen ländlichen Gemeinden mit ihrem Geld längst die volle Macht in den Städten übernommen haben? Und dass sie des Weiteren konsequent dafür sorgen, dass hier auch künftig ohne ein Maximum an Profit nichts möglich sein wird. Wie auch immer: die Macht lässt sich heutzutage jedenfalls nicht mehr so eindeutig lokalisieren wie vor 200 Jahren. Städte wachsen nach innen, aber sie vervielfachen gleichzeitig auch ihre Peripherie. Wenn es zutrifft, dass Globalisierung lokale Gegensätze verschärft und die Kraft des Lokalen zunimmt, sodass potenziell jeder Punkt auf der Erde zentral werden kann – wie auch in der Publikation verschiedentlich betont wird (S. 140 und S. 174) – dann hat der alte Gegensatz Peripherie–Zentrum keinerlei Bedeutung mehr. Dann aber macht auch die geforderte Konzentration auf einige Mini-Metropolitanregionen keinen Sinn. Vielmehr wäre der territoriale Schwarm der Schweizer Gemeinden wieder einmal viel besser geeignet, auf die durch Globalisierung verursachten äusseren Umformungen zu reagieren.

4. Die Spuren der Dementoren (Band 3)

Die Materialien des 3. Bandes stammen aus 67 örtlichen «Bohrungen», an denen innerhalb von vier Jahren insgesamt über 140 Mitarbeiter beteiligt waren. Sie wurden vom Studio Basel in eine einheitliche «visuelle Sprache» übersetzt und vom Institut Stadt der Gegenwart in ein «neues kohärentes Bild» zusammengefasst (S. 481). Was immer diese Arbeitsteilung zwischen Studio und Institut bedeutet – ihre Effizienz war so durchschlagend, so erschütternd, dass alle imaginären (deshalb aber nicht weniger realen) Potenziale, die durch die örtlichen Bohrungen allenfalls zutage gefördert worden sind, spurlos aus den Plänen und Karten verschwunden sind.

Was bleibt ist ein Porträt der Schweiz im durchgestylten Urbanisierungslook, dessen Machart anfänglich durch hyperrealistische Effekte etwas verdeckt war. Alle Aktivitäten, die für die Zukunft des Landes wichtig sind, sollen sich in den Metropolitanregionen und alpinen Resorts konzentrieren, die Städtenetze sind bereits als die «künftigen Krisengebiete» verortet (S. 210), die Zentralbrache ist eine «Zone der Auszehrung» (S. 218), und die Stillen Zonen dienen als Orte, in denen die ansässige Bevölkerung fortan für die Städter noch ein bisschen Dorftheater spielen soll.

Neben der Sorge um die Zersiedlung des Territoriums war der wirtschaftlich in die Enge getriebenen Staat, der sich die allgemeine «Gleichheit im Raum» (S. 187) nicht mehr leisten kann, einer der Hauptgründe, die das städtebauliche Porträt der Schweiz veranlasst haben. Doch nirgends findet sich eine klärende volkswirtschaftliche Berechnung, wie viele Millionen oder gar Milliarden auf diese Weise gespart werden könnten. Deshalb müssen wir uns mit den Zahlen für das Calancatal begnügen, das eines von zwei Beispielen ist, anhand dessen ganz am Ende der Publikation dargelegt wird, wie «enorm» hoch die notwendigen Aufwendungen zum Erhalt der Besiedlung ist: knapp 5 Millionen Franken pro Jahr an Beiträgen (Unterhalt für Schutzmassnahmen und Subventionen für die Landwirtschaft zusammen), was ungefähr 10 000 Franken pro Jahr und Einwohner entspricht (S. 980). Das Zürcher Opernhaus benötigt im Vergleich dazu 76 Millionen Franken pro Jahr an Beiträgen von aussen oder 70 000 Franken pro Jahr und Sitzplatz.

Im Grunde genommen zeigt dieser Vergleich nur, wie absurd es ist, die wirtschaftliche Performance bereits für das ganze Potenzial eines Ortes zu nehmen. Anders als in einem Unternehmen schlummern die Potenziale eines Ortes oftmals in stillen Winkeln. Und gerade hier stecken die einzigen Möglichkeiten, dass etwas wirklich geändert werden kann. Aber wie soll man denn Möglichkeiten der Veränderungen objektiv erfassen? In den traditionellen Kernstädten zählen Brachflächen zum «Potential für eine Neuerfindung der Stadt» (S. 576) – warum wird denn für die Zentralbrache der Schweiz etwas Ähnliches nicht einmal in Erwägung gezogen. Zweifellos bedeutet es keine Katastrophe – weder für die Natur noch für die Menschheit – wenn das Calancatal dem Schicksal überlassen und aufgegeben würde. Nur eine verpasste Gelegenheit. Denn die wirtschaftliche Situation des Calancatals könnte verbessert werden, wenn sich Architekten vom Format eines Pereira, dem Direktor des Zürcher Opernhauses, der Inszenierung dieses Tales annehmen würden.

Wirkliche Probleme (Band 1)

Zum Schluss noch einige Worte zum Beitrag des Nidwaldner Polizisten Arnold Odermatt, dessen Unfallfotos das Gespräch von Herzog und Meili bebildern, ohne Kommentar. Wahrscheinlich wollen die Porträtisten der Schweiz damit beweisen, dass die nicht wahrgenommene, urbane Überformung längst die Provinz erreicht hat und hier zumindest in ihrer negativen Erscheinungsform nicht mehr verleugnet werden kann. Doch Odermatts Fotos sind mehr als Dokumente einer schleichenden Urbanisierung auf dem Land, sie sind ein direktes Abbild der Urbanisierung an sich. Urbanisierung so gesehen besteht aus einer Serie von Katastrophen, die man genauso wenig verhindern kann wie Autounfälle. Wir können sie nur als solche ins Bewusstsein holen. So wie Odermatt aus Unfallfotos ‹schöne› Bilder gemacht hat, ohne das Tragische auszublenden, können wir versuchen, den urbanen Crashes ein Gesicht zu geben, um sich ihnen zu stellen. Migration, Existenzminimum, Umweltzerstörung, die Warenzirkulation sind nur einige Namen von realen Problemen, die die urbane Kultur prägen und hier eine Form finden müssen, falls sie nicht eines Tages ausser Kontrolle geraten sollen. Odermatt ist der einzige in der gesamten Publikation, der sich auf seine Weise diesen wirklichen Problemen der Urbanisierung stellt.

Wie so oft, ist die hier verschriebene Kur schlimmer als die Krankheit. Denn erstens lassen sich die Probleme Schweiz nicht auf planungstechnokratische Urbanisierungsmassnahmen reduzieren. Zweitens sitzt die Kritik am regressiven helvetischen Urbanismus im Grunde genommen einer andern Form von regressivem Urbanismus auf: es fehlt hier jeder Ansatz, sich mit jenen Problemen auseinanderzusetzen, mit denen die Städte weltweit konfrontiert sind. Die Verdrängung der Stadt, wie wir es gewohnt sind, wird durch eine Stadt der verdrängten Probleme ersetzt. Operation gelungen… Hans Frei

Roger Diener, Jacques Herzog, Marcel Meili, Pierre de Meuron, Christian Schmid, ETH Studio Basel – Institut Stadt der Gegenwart (Hrsg.), Die Schweiz – ein städtebauliches Porträt, Basel: Birkäuser Verlag 2005, 1015 S., 3 Bde. und 1 Karte, Fr. 69.–/€ 44.90, ISBN 3-7643-7282-6